

**Nina Verheyen, *Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ in Westdeutschland (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 193), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2010, 371 S., geb., 59,00 €.***

„Vielleicht geht die Epoche der Diskussionen überhaupt zu Ende“, frohlockte der konservative Staatsrechtler Carl Schmitt, als er in der zweiten Auflage seiner *Parlamentarismus*-Schrift 1926 die Vorzeichen einer autoritären Wende in der deutschen Politik antizipieren wollte. Aus seiner Sicht handelte es sich bei Diskussionen zumindest keineswegs um eine neutrale Verständigungs- und Abstimmungstechnik, sondern um einen integralen Glaubensartikel des Liberalismus, der in erster Linie auf der wechselseitigen Bereitschaft aller Gesprächsteilnehmer gründe, sich durch das jeweils „beste“ Argument überzeugen zu lassen. Damit bilde Diskussion, so Schmitt, ebenso wie Öffentlichkeit und Parlamentarismus das Fundament eines liberalen Werterelativismus.<sup>1</sup>

Zwar kommt Schmitt in der vorliegenden Studie von Nina Verheyen nur am Rande vor, seine Kritik gehört aber gleichwohl in den weiteren Hintergrund, vor dem die normative Aufladung von Diskussion in der westdeutschen Gesellschaft nach 1945 ihren Ausgang nahm. Als Dissertationsschrift 2008 an der Freien Universität Berlin angenommen (und dort im nachfolgenden Jahr mit dem Hedwig-Hintze-Frauenförderpreis prämiert), zeigt die Untersuchung eindringlich auf, wie sehr Verbreitung, Aufwertung und Auffächerung diskursiver Gesprächsstile mit einer Abgrenzung von der politischen Verächtlichmachung der Diskussion in den Jahrzehnten vor 1945 zusammenhingen. Zugleich geht die Arbeit über einen Beitrag zur inneren Begründung und Demokratisierung der Bundesrepublik hinaus, indem sie sich als einen konzeptionellen Impuls für eine „Sozial- und Kulturgeschichte des Sprechens“ (S. 21) lesen lässt.

Der Schwierigkeit, Diskussionen und überhaupt interpersonale Gesprächskontakte in ihrer Flüchtigkeit und Offenheit historiografisch beobachtbar zu machen, ist sich Verheyen bewusst. Aus der Vielfalt möglicher Anknüpfungspunkte und Gegenstände greift sie daher in exemplarischer Absicht drei Problemkreise heraus, in denen diskursive Kommunikation eine besondere Rolle spielte: Zunächst die Förderung von Diskussionsveranstaltungen durch die amerikanische Demokratisierungspolitik nach 1945, dann der legendäre „Internationale Frühschoppen“ Werner Höfers ab 1953 sowie schließlich die Diskussionskultur im Umfeld der „68er-Generation“. Auch wenn diese Fallstudien, die jeweils in einen weiteren kulturhistorischen Rahmen eingebettet sind, auf den ersten Blick höchst disparat anmuten, kann Verheyen doch zeigen, wie in jedem Einzelfall der Anspruch erhoben wurde, durch Diskussionen die (freilich höchst unterschiedlich verstandene) Demokratisierung der westdeutschen Gesellschaft zu fördern und zu vertiefen.

Die erste Fallstudie, der einige Hinweise zur sozial-, kultur- und ideengeschichtlichen Bedeutung von Diskussionen im 19. und frühen 20. Jahrhundert vorangehen, zielt auf die Förderung diskursiver Techniken durch die US-Besatzungsbehörden in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Dass Podiumsdiskussionen, Streitgespräche und Debatierclubs eine besondere Rolle in der amerikanischen Demokratisierungsstrategie spielten, ist in der bisherigen Forschung zwar oft am Rande bemerkt, bislang aber kaum systematisch in den Mittelpunkt gestellt worden. Indem Verheyen nun genauer hinschaut, kann sie nachweisen, dass Diskussionen nicht nur als Chiffre für demokratisch-liberale Wertsetzungen galten, sondern einerseits von metakommunikativen, wissenschaftlich fundierten „discussion techniques“ eingerahmt wurden, andererseits aber auch einen Kompromiss im Schnittfeld unterschiedlicher Interessen darstellten. Für die Fürsprecher einer weitreichenden *Re-Education* konnte mit Diskussionen ein innerer Einstellungswandel der deutschen Gesellschaft flankiert, wo nicht initiiert werden. Skeptiker

---

<sup>1</sup> Carl Schmitt, *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*, 7. Aufl., unveränd. Nachdr. der 1926 erschienenen 2. Aufl., Berlin 1991, insb. S. 9 (Zitat S. 5).

innerhalb der Besatzungsadministration stimmten vor allem deshalb zu, weil es sich aus ihrer Sicht um vergleichsweise zwanglose und unverbindliche Maßnahmen handelte (S. 118). Für die besiegten Deutschen bot der formale Rahmen des gleichberechtigten Austauschs und der freien Rede schließlich die Möglichkeit, die faktische Asymmetrie zu den Amerikanern wenigstens dem Anschein nach zu nivellieren.

Die zweite Fallstudie widmet sich mit dem „Internationalen Frühschoppen“ dem wohl bekanntesten Debatierzirkel des frühen deutschen Fernsehens. Moderiert und durchaus auch autoritär dirigiert von Werner Höfer (der 1987 wegen seiner beschwiegene NS-Vergangenheit zurücktreten musste), diskutierte hier eine Gruppe von Journalisten aus verschiedenen Ländern aktuelle politische Probleme. Die joviale Gesprächsleitung von Höfer, aber auch die bei aller Meinungsfreude gezähmte Rhetorik in einer räumlich gedrängten, mit Witzeleien, Tabak und Alkohol aufgelockerten Gruppensituation sorgten dafür, dass politisch kontroverse Diskussionen mit deutschen Stammtischtraditionen verschmolzen. Frauen waren bei diesem männerbündischen Spiel freilich nur als Exoten vorgesehen, womit, wie Verheyen in einer eindrucksvollen Nahaufnahme zeigt (S. 172ff.), weiter zurückreichende Geschlechterkodierungen von Politischem und Privatem, von Sachlichkeit und Emotion fortgeschrieben wurden.

Ging es beim „Frühschoppen“ unausgesprochen immer auch darum, mit den einstigen Kriegsgegnern und Besatzern auf Augenhöhe ins Gespräch zu kommen und die Befolgung bestimmter Diskussionsroutinen als demokratischen Lernerfolg in Szene zu setzen, so wird in der dritten Fallstudie die Entgrenzung dieser Kommunikationsform untersucht. Die im Umfeld der Studentenbewegung von 1967/68 – ein Schwerpunkt bilden die Kommunisten der K2 – entwickelte „Diskutierwut“ richtete sich unmittelbar gegen die festen Rituale, Zeitregime und Verhaltenserwartungen einer domestizierten Gesprächssituation. Mit zuvor unbekannter Vehemenz und Intensität sollten nunmehr auch private und tabuisierte Angelegenheiten zum Gegenstand öffentlicher Erörterung gemacht werden, was unter den Beteiligten teils Gefühle der Befreiung hervorrief, öfter wohl aber noch Frustrationen und Beklemmungen. In der Entgrenzung des Gesprächs lag indes auch eine Distinktionsstrategie, denn entgegen ihres Selbstbilds mussten die ‚68er‘ durchaus mit den älteren Generationen um das symbolische Kapital einer umfassenden Demokratie- und Diskussionsbereitschaft konkurrieren (S. 257f.).

Auch wenn man die Befunde der Fallstudien nicht unmittelbar verallgemeinern kann und der dritte Teil etwas hinter die klare Thesenführung der beiden ersten Schwerpunkte zurückfällt, kommt Verheyen insgesamt zu weitreichenden Einsichten in die Sozial- und Kulturgeschichte der alten Bundesrepublik, deren große Theoriegebäude mehr denn je von historischer Patina bedeckt erscheinen. Nicht nur für Werner Höfer trifft zu, dass „die Kultivierung von Dissens als zentrales Element einer inneren Demokratisierung der frühen Bundesrepublik und zugleich als Schlüsselqualifikation einer friedlichen Gesellschaft“ (S. 315) gesehen wurde. Es ist das große Verdienst der vorliegenden Studie, derartige Vorstellungen und Erwartungshaltungen konsequent historisiert und Diskussion als kulturell variable Alltagspraxis rekonstruiert zu haben. Damit wird der aus politisch-philosophischer Sicht zwar naheliegenden, historisch aber kurzschlüssigen und normativen Gleichsetzung von Diskussion und Demokratie im Sinne eines Jürgen Habermas der Boden entzogen, was jedoch keineswegs eine innere Abwendung bedeuten muss; zu Recht spricht sich Verheyen abschließend gegen jede aus Überdruß geborene Abwertung von Diskussionen aus (S. 322).

Im Ganzen handelt es sich um eine überaus anregende Untersuchung, die auf soliden kulturhistorischen Fundamenten ruht. Theoretische Überlegungen und methodische Prämissen werden unaufgeregt ins Spiel gebracht, ohne die Darstellung zu überfrachten. Verheyen argumentiert mit beeindruckender Souveränität und geht sowohl in der Begriffsverwendung, in der Auseinandersetzung mit konkurrierenden wissenschaftlichen Meinungen wie in den Folgerungen aus dem empirischen Material überaus differenziert und reflektiert vor. Die gleichberechtigte Einbeziehung audiovisueller Quellengruppen ist vorbildlich. Das Buch stellt einen wichtigen und weiterführenden Forschungsbeitrag dar, der große Beachtung verdient.

*Marcus M. Payk, Berlin*

**Zitierempfehlung:**

Marcus M. Payk: Rezension von: Nina Verheyen, Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ in Westdeutschland (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 193), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2010, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 51, 2011, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81267>> [1.7.2011].